

## THORSTEN

Liebe Gemeinde,

Als ich vor kurzem das einem Fremden erklären musste, sagte er, ja er hätte das gelesen wir feiern einen ökonomischen Bergdankgottesdienst. Also ich hab dann gesagt, nee ökonomisch ist der gar nicht, weil dann bräuchten wir nicht zwei Pfarrer, ein großes Team von vorbereitenden Bergleuten und auch keine Bergkapelle mit so vielen Leuten, die nach her manches Bierchen vertilgen; ökonomisch wäre ein Pfarrer, eine Orgel, ein Küster und vor allem kein Tzcherperfrühstück. Nein, es ist ein ökumenischer Bergdankgottesdienst. Einer, der eine große Vielfalt spiegelt, ein Gottesdienst, der von vielen verschiedenen Menschen gehalten und gefeiert wird und ein folgendes Tzcherperfrühstück, das zum ganzen dazu gehört und spendiert wird.

Ökumenisch ist der heutige Tag, aber auch nicht nur weil katholische und evangelische Christen gemeinsam feiern, sondern weil das Bewusstsein heute stark werden soll, dass wir alle zusammengehören, in unserer Vielfalt, auch über die Konfessionsgrenzen, wie auch über die Länder- und Völkergrenzen hinweg. Ökumene kommt von dem griechischen Wort oikos, das Haus, es bedeutet: in einem Haus wohnen. Wir bewohnen ein einziges Haus (oikos - Ökumene), das Haus: Menschheit, das Haus: Erde.

Deutlich geworden ist das manchem schon im Bergbau im letzten Jahr: die Bergleute unter Tage, verschüttet. Eine ganze Welt nimmt Anteil, eine ganze Welt freut sich über die Rettung. Ein großes Gefühl der Solidarität hatte damals auch die ganze Welt durchzogen, besonders bei den Bergleuten, aber auch bei den nicht Bergleuten. Dort wurde deutlich, die Welt ist „weltweit“ geworden und ganz nah bei uns: Internet, Konfliktherde in der Welt, politische Verstrickungen etc., das alles kommt uns bis ins eigene Haus; wir fiebern mit: tritt Mubarak zurück oder nicht? Wir fragen uns, wie wird es weitergehen, welche Kräfte gewinnen die Oberhand? Das alles beeinflusst unsere Politik unseren Wohlstand etc! Wir wissen auch, wir haben alle die gleichen Probleme und Herausforderungen: Klimaerwärmung etc. Es kann und wird uns nicht kalt lassen, wenn sich die Sahara immer weiter ausdehnt, oder wenn Fluten und Stürme die Küstenregionen ferner Länder heimsuchen. Nochmal, wir sind in einem Menschheitshaus, wir sitzen in einem Boot, wir gehören zu der einen Menschheit. Wir sind ökumenisch, ob wir wollen oder nicht! Und, das ist ein Glück; so sollen wir es verstehen.

Denn, der Auslöser für das Thema der diesjährigen Kirchsicht, für den Blick über den Tellerrand, dass wir uns nicht (schon) wieder mit den sicher ganz wichtigen Themen vor Ort beschäftigen, war die wunderbare Tatsache, dass es hier mehrere Arbeitskollegen gibt; eben im Anspiel, die Bergleute, Udo und Stilles – sind ja auch tatsächlich Kumpel. Und jetzt in der Predigt: Eine schwarz weiße Gemeinschaftssache; ein Schwarzer

Talar und ein weißer!, bei der Hautfarbe ist es umgekehrt, aber nur mit einer einzigen Botschaft, nur mit einem Gott und einem Herrn, namens Jesus.

Ich empfinde das als wunderbar ökumenisch und auch ökonomisch, wenn wir uns die Worte teilen. Wunderbar auch deshalb, weil diese Selbstverständlichkeit zusammen zu arbeiten, noch vor Jahren völlig undenkbar gewesen wäre, heute in einer globalisierten Welt, einer ökumenischen Kirche aber nicht mehr.

Wenn man aber das Gemeinschaftliche betont, das Gemeinsame bewohnen, die Ökumene, dann wird plötzlich die Sicht des anderen das Interessante; wie siehst du die Welt, wie siehst du dein Leben, wie siehst du deine Arbeit, deine Religion usw. Und das habe ich als so spannend wahrgenommen, in der Vorbereitung: Was isst man eigentlich in Kamerun oder in Nigeria? Gibt es da Käse? Was, habt ihr schon Fernsehen? Ist das möglich, drei Schwiegermütter?

Und wie erlebt man als Afrikaner Deutschland, die Deutschen? Wie werden wir wahrgenommen?

Dabei haben wir festgestellt, dass es viele Klischees, fixe Vorstellungen gibt (Bild auf dem Programm), die nicht immer der Wirklichkeit entsprechen: Die können gar nicht lesen; das Aidsproblem bestimmt das ganze Leben in Afrika; Die Deutschen essen nur bei Mac Donalds oder Burgerking usw.

Manches Vorurteil mag sicher auch stimmen; aber wir merkten es ist gut da heraus zu kommen und danach zu fragen, was unsere jeweilige Weltsicht befruchten kann, was wir voneinander lernen können.

An einem Punkt war das ganz deutlich geworden; es ist nicht zu leugnen, dass der afrikanische Kontinent ein armer Kontinent ist, materiell arm, mit wenig Möglichkeiten für die breite Masse der Menschen sich zu verwirklichen, so wie wir es in Deutschland gewöhnt sind. Bruttosozialprodukt von Nigeria (2008): 2300 Dollar pro Kopf; in Deutschland lag es bei 35000 Dollar. Und als ich so ein bisschen recherchiert habe, Bergbau in Deutschland, Bergbau in Afrika (Ghana) – da ist es mit Händen zu greifen, es gibt einzelne Firmen, wo seriöser Bergbau betrieben wird; aber etwa im Gold, Mangan usw. Bergbau herrschen teilweise schlimme Zustände, die Ausbeutung ist die doch eher die Regel ...

Vieles könnte man auflisten, aber wir stolperten in unseren Vorbereitungen immer wieder über diesen einen Eindruck, so materiell arm sie sind, so schwierig das Leben in Afrika ist, Afrikaner strahlen eine Lebensfreude aus, die besonders ist, sie sind glücklich, obwohl sie arm sind, vielleicht sogar glücklicher als wir, die wir alles haben und so viel miesepetern auf hohem Niveau?!

Samuel, was würdest du sagen, macht einen Afrikaner glücklich?

## SAMUEL:

Jeder Afrikaner weiß, dass das Glück ein Geschenk Gottes ist. Es ist davon unabhängig, ob man reich oder arm ist. Das Materielle macht nicht glücklich. Sich von Gott geliebt zu wissen, das macht wirklich glücklich. In schwierigen Zeiten schöpft man Hoffnung aus der Gewissheit: Gott, der das Leben schenkt, ist größer als jene Krankheit, als jenes Unheil, als jenes Problem im Leben.

Noch dazu kommt die Beziehung zu den Mitmenschen. Diese Beziehung in den großen Familien und in den Stämmen spendet die benötigte Kraft, Last zu tragen und Probleme mit Geduld zu überwinden. Keiner fühlt sich alleine. Man fühlt sich immer in einem großen, starken Kreis angenommen. Hier darf man sein, wie man ist. Ein afrikanisches Sprichwort bringt das besonders gut zum Ausdruck. Es lautet: Ich bin, weil wir sind. Und weil wir sind, deshalb bin ich.

Ja! Wir haben gerade im Anspiel gehört: Gegenseitige Hilfe ist eine hoch geschätzte Tugend in Afrika. Es ist die Aufgabe eines jeden, sich an den Lasten der anderen Leute zu beteiligen. Eine Last wird leicht, wenn sie mit anderen geteilt wird. Deshalb wird niemand verlassen, um seine Last alleine zu tragen. Wenn zum Beispiel eine christliche Frau ein Baby bekommt, kümmern sich andere Frauen in der christlichen Gemeinde um sie und ihr Baby. Sie übernehmen fast alle Hausarbeiten, vom Baden des Babys bis zum Kochen für sie und ihr Kind, bis die Mutter wieder bei Kräften ist, diese Dinge wieder selbst verrichten zu können. In derselben Weise wird auch in der Gemeinde die Arbeit auf dem Bauernhof eines Mannes organisiert, der sehr lange krank ist und auf seinem Hof nicht länger arbeiten kann.

So helfen die Afrikaner einander, ihre Last im Leben zu tragen und das Glück zu behalten, das Gott allen versprochen hat, die schwere Lasten zu tragen haben und die an ihn glauben.

Ein Weiteres: Der Afrikaner lebt nicht nur. In Afrika feiern wir das Leben bis in den Tod. Tanzen und jubeln darf man immer - auch bei der Beerdigung eines geliebten Menschen. Wir lassen unsere Lebensfreude nicht von dem Tod verderben. Probleme kommen und gehen. Am Ende der Nacht steht der Tag. Am Ende des irdischen Lebens die Auferstehung, die Liebe Gottes, die Ewigkeit. Resignation hat kein Platz bei uns und Selbstmord bleibt ein Tabu. Die Freude steht so immer im Zentrum.

## Thorsten

Das Materielle macht nicht glücklich! Mich erinnern Deine Gedanken an das, was ich oft in Gesprächen mit älteren Menschen höre: Damals war es doch noch schöner, wir waren arm, aber es war noch vielmehr menschliche Wärme da; nach dem Krieg mussten sich alle helfen, da hat man noch vielmehr in der Gemeinschaft gemacht. Auch wenn das vielleicht etwas verklärt wird von manchem, dass damals alles besser war usw., es war sicher keine heile Welt, aber es bestätigt doch unser Grundproblem: mit dem materiellen Wohlstand ist keine Vermehrung des Glücks verbunden, jedenfalls nicht automatisch. Man kann ja manchmal schon sein eigenes Gejammer nicht mehr ertragen, dabei habe ich noch nie Mangel gelitten, materielle Not kennt keiner mehr von uns, eher die Not sich zu wehren gegen die vielen Möglichkeiten. Man muss das Rad am Laufen halten, man muss das Niveau halten – und heute noch mit immer weniger Leuten – das ist stressig, das ist kläglich.

Bei einer Umfrage Mitte der 90er Jahren wurden die Länder nach Selbstbewertung gefragt, in welchem Land die Menschen sich besonders glücklich empfinden. Ganz oben in dieser Tabelle standen die afrikanischen Länder und die bitterarmen asiatischen Länder; Wissen sie, was an erster Stelle stand: Bangladesch. Deutschland rangierte übrigens im letzten Drittel.

Damals schon (1972) hat der König von Buthan in der Financial Times gefordert nicht nur das Bruttosozialprodukt und damit das Wirtschaftswachstum eines Landes in den Blick zu nehmen, sondern auch die Kultur, die Religion und die soziale Ausgewogenheit mit einzubeziehen. Er regte an auch das „Bruttonationalglück“ zu bestimmen. Enquetekommission: „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ (2010: Bundestag).

Ich finde, da ist doch etwas dran; Wenn ich mein Leben nur nach materiellen Gesichtspunkten bewerte, dann stecke ich ständig in der Konkurrenz, dann muss ich ständig höher und weiter, dann gebe ich mich nicht zufrieden. Und das höre ich auch ständig: Wenn die Menschen nur „zufriedener“ wären.

Zufriedenheit, Glück – was deutlich wird, es ist eine Sache der Gemeinschaft! Ich bin, weil wir sind, hast Du gesagt. Vielleicht ist es auch das gerade, was wir in unserer Wohlstandswelt an die Seite schieben; nämlich dass wir angewiesen sind auf die anderen, dass wir Wesen der Beziehung, der Liebe sind. Geld und materielles Glück machen einsam, ich spüre keine Abhängigkeit mehr, ich brauche den anderen nicht. Ich kann das alles alleine: doch wie bedrückend ist der Egoismus, der dazu führt alles allein durchpauken zu müssen, mit Ellebogen – ohne auf die anderen zu achten, unversöhnlich.

Jemand hat das die Icheinsamkeit genannt und die macht unglücklich, spätestens wenn man alt wird und nicht mehr am Drücker ist! Beim Rückbau unserer Gemeinwesen wird das ein Problem werden, wie organisieren wir wieder eine bessere, stärkere Gemeinschaft, die Menschen trägt und hält, auch wenn sie keine Familie mehr haben.

Ich möchte die Betonung der Individualität, der Selbstverwirklichung in Deutschland nicht schlecht machen, das ist uns allen doch zurecht viel Wert, dass wir Freiheit haben, dass wir auch materiell keine Sorgen haben; aber das Ich kann und darf nicht ohne das Wir sein.

Also ein wesentlicher Glücksfaktor ist so das Eingebundensein in eine Gemeinschaft, ihn gute Beziehungen. Auch in die Beziehung zur Natur und zu Gott. Glück ist von Gott geschenkt, hast du gesagt. Welche Rolle spielt die Religion in Afrika, deiner Meinung nach:

### SAMUEL

Mit Sicherheit kann man sagen: In Afrika spielt die Religion seit eh und je eine große Rolle im alltäglichen Leben. So hat der bekannte afrikanische Philosoph, Paul Mbiti mit recht geschrieben: „Der Afrikaner wacht religiös auf, arbeitet religiös, isst religiös, und ruht sich religiös aus“. Leider führt man auch den Krieg religiös und richtet im Namen Gottes Unheil an, gegen die Mitmenschen.

Aber man empfindet sich eingebunden in das große Wir der Menschen und von Gott beschenkt. Das Geheimnis der Christen ist so die Dankbarkeit für das Leben, das man empfangen hat, für die Hilfe, die man von Gott und den Menschen bekommt.

Wenn einer stirbt, dann ist man dankbar dafür, dass er gelebt hat und dankt Gott, dass er ihn nach Hause holt, in den Himmel. Und dass er dann in das ewige Leben kommt. Man dankt für alles, thanksgiving, auch noch angesichts des Todes. Man braucht Gott nicht nur um etwas zu erbitten, sondern besonders für den Dank, den man empfindet.

### Thorsten

Ich finde das ist etwas besonders wichtiges, was wir von euch lernen können: das Danken. Vielleicht sollten wir das einfach immer mehr einüben, für das dankbar zu werden, was wir haben, was wir sind. Der Wohlstand und die ganzen Errungenschaften, die wir haben sind ja nichts Schlechtes. Ich möchte auch vieles nicht missen; in der Arbeitswelt ist es gut, wie es ist und manchmal schlagen wir uns mit Problemen rum, die wenn man sie mit den euren vergleicht, wirklich keine sind. Aber dankbar zu werden, das ist wirklich das Geheimnis des Glücks, sich zufrieden zu geben, zum Frieden bringen zu lassen, in dem man danken lernt. Danken für all das, was man hat, was einfach nicht selbstverständlich ist. Für den Moment hier in der Kirchsicht, für unser Zusammensein, für die Beziehungen, in denen ich lebe, für die Kinder, für die Eltern, für die Natur, auch wenn es manchmal so kalt ist.

Das Leben als ein Geschenk von Gott zu empfinden, von Gott, dem wir uns verdanken, das möchte ich von den Afrikanern lernen, von Dir lernen.

Zum Schluss, was würdest Du sagen könnten Afrikaner von uns Deutschen lernen; was gefällt Dir so richtig gut in Deutschland?

### Samuel

Mir gefällt es am besten, wie in Deutschland die Ordnung herrscht. Alles hat seine Regel. Und fast alles läuft nach einer Regel. Pünktlichkeit gehört zum Alltag. Das finde ich auch sehr schön. Diese Ordnung fehlt uns sehr in Afrika. Pünktlichkeit ist kaum zu spüren. So spricht man heute von „African Time“, was mich beschämt. Weil Unpünktlichkeit auch ein Zeichen von zu wenigem Respekt vor der Zeit des anderen bedeutet.

Und so wünsche ich mir sehr, dass eines Tages die Ordnung in Afrika wieder hergestellt wird, und dass alles seine richtige Regel findet und danach läuft.

### THORSTEN

Apropos Pünktlichkeit, in Deutschland darf man über alles predigen, nur nicht über 15 Minuten. Aber weil wir ja bei einem ökumenischen und keinem ökonomischen Gottesdienst sind, wird die Zeit zusammengezählt, 15 und 15 sind 30 Minuten.

Dennoch, wir sollten zum Schluss kommen.

Wir schließen daraus, die bleibende Aufgabe für uns, Dankbarkeit einzuüben, die Selbstverständlichkeiten zu durchschauen und den Mitmenschen zu danken, und Gott zu danken.

Wir sollten so auch neu auf die Gemeinschaft zugehen, das Wir bewusst in den Blick nehmen, uns Zeit nehmen füreinander, Unversöhnlichkeiten abzubauen, und wirklich die Not, die Herzensnot an uns ran kommen zu

lassen. An unseren Arbeitsplätzen, in unseren Familien, in unserem Zusammenleben überhaupt.

Und wir sollten unsere Tugenden bewahren, dass was damals gut war, ist heute auch nicht schlecht: Pünktlichkeit, Ordnung, Fleiß.

Zuletzt sollten wir das Feiern einüben: Wir feiern das Leben, hat Samuel Rapu gesagt, wir auch, das üben wir gleich wieder ein.

Dann aber bitte in frommer Weise:

Der Pfarrer auf Urlaub in Afrika sieht sich plötzlich von einem Rudel Löwen umzingelt.  
Die Flucht ist ausgeschlossen.

Er fällt auf die Knie, schließt die Augen und betet zu Gott:

*Herr, verschone mich und gib mir ein Zeichen deiner Gnade!*

*Befiehl diesen Löwen, sich fromm zu verhalten!*

Als er wieder aufschaut, sitzen die Löwen im Kreis um ihn herum, haben die Pfoten gefaltet und beten:

*Komm Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast.*